



Zwei Schwestern — unterwegs Geschichten

Die dunkle Wolke	2
Über das Finden	5
Zuckerstange	7

Eva Brückner-Tuckwiller

Die dunkle Wolke

Wir sollten Vater besuchen, den großen fremden Mann mit rabenschwarzem Haar und dunklen Augen. Und ich war nicht froh darüber.

Mutter, Elisa, meine Schwester, und ich, wir wohnten in einem Dorf in Niedersachsen in einem Zimmer, das die Engländer dem Großbauern Sanders weggenommen hatten. Alle Bauern hatten ein solches Zimmer, das nur zu hohen Feiertagen geöffnet und von ihnen aus seinem Schlaf geweckt wurde. Für die Engländer war es unbewohnt.

Wie sollten sie auch bei ihrem kurzen Besichtigungsbesuch die Anwesenheit der vielen wahrnehmen, deren Taufe und Hochzeit hier gefeiert worden war und die, als ihre toten Hülsen von hier aus ihren ordentlichen Weg zum Friedhof antraten, in heimlicher Widerspenstigkeit blieben. Elisa und mir flüsterten sie manchmal im Traum zu, sie lehrten uns sogar das Fliegen, aber davon erzähle ich später, und legten, wenn wir, spielversunken, nicht auf sie achteten, kleine Geschenke dahin, wo wir sie finden konnten. Mutter sagte dann, Es waren die Heinzelmännchen. Wie alle Erwachsenen glaubte sie, daß Wörter etwas erklären.

Ebenso wie dieses Zimmer hatten die Engländer den Mann, der Vater hieß, aus Berlin weggenommen und uns alle nach Niedersachsen gebracht. Der Krieg sei endgültig aus – wurde gesagt –, und Vater sollte in Munsterlager, wo Frauen und Kinder nicht geduldet waren, Soldaten aus diesem letzten Krieg ‘entnazifizieren’. Elisa und ich hörten aus den Reden der Erwachsenen, daß der Vorgang, der in diesem seltsamen Wort beschlossen lag, sich oft von selbst erledigt hätte. Vielmehr müßten die Soldaten entlaust werden und dann zwischen den Trümmerbergen wiederfinden, was von ihrem früheren Leben übrig war. Den leisen Anwesenheiten in unserem Zimmer war es besser ergangen. Sie wußten, wohin sie gehörten. Trotz ihrer Gastfreundlichkeit wußten wir es nicht in unserem Raum zwischen Nichtmehr und Nochnicht.

So brachen wir eines Tages auf zu unserem Besuch dieser Stätte, Munsterlager, die wohl in ihrer eigenen Zeit der unseren glich.

Und ich fürchtete mich. Wegen der dunklen Wolke.

Mit Elisa hatte ich lange schon darüber sprechen wollen. Wir taten und träumten fast alles gemeinsam. Mit ihren bald fünf Jahren war Elisa sechzehn Monate klüger als ich. Wenn wir im Dorf auf der Straße vor dem Bauernhaus spielten und sie ein Motorrad kommen hörte, griff sie mich, zog mich in den Vorgarten und riegelte die Pforte hinter uns zu. Aber die Wolke war zu schwierig. Ich war ratlos und schämte mich auch ein wenig, obwohl ich fühlte, daß Elisa davon genauso bedrückt war.

Es ging um Mutter. Zuerst hatte die Wolke ihr allein gehört. Wann immer der Mann namens Vater – selbst, oder in Worten – uns begegnete, drang aus ihr diese dunkle Traurigkeit, in der sie fast unsichtbar und fern wurde und die sich auch um uns legte. Nach einiger Zeit war so viel davon in mich eingesickert, daß ein kleiner klebriger schwarzer Klumpen fest hängengeblieben war. Und der führte nun ein selbständiges Leben, hielt still und puckerte nur ein wenig, oder blähte sich aus mir als Wolke heraus, durch die ich verschwommen die anderen draußen und die entrückte Helligkeit sah, und zog sich wieder in mich zurück, ganz wie er wollte. Ich hätte gern gewußt, ob in Elisa auch so ein Klumpen saß.

Als wir in Munsterlager ankamen und Vater begrüßt hatten, ging Mutter mit ihm in eines der Holzhäuser, sein Büro. Rundum gab es zwischen den Kiefern noch viele ähnliche Häuser und einen Hof in der Mitte; dahinter ein Bahngleise, das bei der Anlage endete. Die grauen Männer, die teilnahmslos überall herumschlenderten oder -standen, hatten offenbar ebensowenig Lust zu spielen wie wir. Als wir einen Zug kommen hörten. Wir schlüpften durch den Zaun und gingen an das Gitter vor dem Geleise. Der Zug hielt dampfend und schnaufend. Die Türen öffneten sich. Und unsere Erwartungsfreude zerfiel in beschädigte Stücke, staksende Gliederpuppen, in Lumpen, sich gegenseitig stützend und schiebend. Auch die wenigen, denen nicht einige Teile fehlten oder verkrustete Binden um die Köpfe gewickelt waren, sahen irgendwie zerbrochen aus. Als hätte einer sein Spiel mit ihnen getrieben und sie dann, als sie kaputtgingen und ihn langweilten, auf den Müll geworfen.

Außer der Lokomotive war kaum etwas zu hören. Vielleicht hatten die Gestalten da, wo sie herkamen, auch die Sprache verloren.

Einer der grauen Männer zog uns von dem Gitter fort. Selbst konnten wir uns nicht rühren. Er sagte, Das hier ist nichts für euch, geht da drüben spielen. Wir nickten nur, ich faßte ganz fest Elisas Hand. Mit gesenkten Köpfen trotteten wir zu dem Wäldchen. Der verwirrende Knoten im Hals,

von Furcht, Schuldgefühl, einer verbotenen Tat, löste sich langsam auf. In den Kiefern rauschte es leise. Käfer brummelten und schwirrten um das Heidekraut, und sanft im Sonnenschein der Lichtung hingestreckt wie eine dösende Kuh lag ein schneeweißer Hügel, in dessen warme Flanke wir uns kuschelten. Träge ließen wir uns den Sand durch die Finger rieseln. Ich war mitten in meinem Lieblingsmärchen, das von den zwölf Schwänen – wenn uns keiner vorlas, mußte ich immer erzählen –, und die arme Königstochter sammelte gerade nachts Nesseln für die Hemden ihrer Brüder auf dem Friedhof, da unterbrach mich Elisa. Guck mal, sagte sie, der Sand ist gar nicht nur weiß. Und wirklich, aus vielen Körnern schossen winzige bunte Blitze, rot und grün und blau. Das sind Edelsteine, behauptete ich, wie in der Höhle von Ali Baba. Immer wieder ließen wir staunend die Edelsteine funkeln.

Und dann legte sich ein Unheil über die ganze Welt und schluckte die Sonne und die Wärme und die Farben: Irgendwo hoch über uns ertönte eine schaurige langgezogene Klage. Wir erstarnten und sahen uns an. Da war sie wieder, diesmal näher, körperlos, aber jetzt allgegenwärtig, quoll zwischen den Baumstämmen hervor, hob neu an, dehnte sich ins Unermeßliche, tastete sich an uns heran; schreiend sprangen wir auf die Füße und hasteten stolpernd und schluchzend weg, nur weg von dem Schrecken, der nach uns griff. Da stand Mutter, allein in dem Lagerhof. Wir krallten uns in ihren Rock und preßten unsere Gesichter weinend an ihren Körper. Nur langsam kamen wir zu Atem und konnten stockend von dem Unsichtbaren erzählen, auch ein wenig seine Laute nachahmen. In Mutters sehr dunkler Wolke blinkerte die Andeutung eines Lächelns. Es war doch nur eine Waldtaube, sagte sie.

Eine Waldtaube. Ein Wort. Vorläufig ein schützender Kreis. Aber wie lange?

Über das Finden

Als der Krieg schon über drei Jahre aus war, wurden wir, Mutter, meine Schwester Elisa und ich, in eine Sommerfrische geschickt. Ein klappiges, altes Holzhaus bei Walsrode, das sich Gasthof nannte.

Ganz leicht wurde mir, für einige Zeit woanders zu wohnen und zu schlafen als in dem Zimmer in dem Dorf, wo wir nicht hingehörten. Für einen Gasthof versteht es sich von selbst, daß man fremd ist.

Der unsere war bezaubernd wie ein Hexenhäuschen im Wald mit einem spitzen Giebeldach und einer Veranda rundherum; nur war es von schaurigen Namen umgeben. Die Senke vor uns, voller Heidekraut, Ginster und Wacholder, hieß Totengrund, das Wassergerinnsel dazwischen Blutbach.

Irgendwann kam Vater mit dem Fahrrad aus Munsterlager. Meine Schwester und ich hatten eine leuchtende blaue Eichelhäherfeder gefunden. Wir schenkten sie ihm. Er steckte sie an seinen grünen Filzhut und radelte wieder davon.

Dann wollte Mutter eines Nachmittags Pilze mit uns suchen. Ausflüge mit ihr waren nie einfach. Sie mußte immer auf ihre Hände sehen, um zu wissen, wo links und rechts ist.

Wir wanderten durch den Totengrund, fanden aber keine Pilze. Nur jenseits eines Waldes alte Schützengräben der Engländer, in denen schwarze Käfer krabbelten, und einen Stahlhelm mit einem großen Loch.

Hinter dem weiten Gräbenfeld lagen dunkelblaue Hügelketten mit verkohlten Baumskeletten, die in der Ferne an der blutroten Sonne kratzten. Es war Zeit umzukehren.

Mutter erkundigte sich bei ihren Händen und leitete uns zurück in das Waldstück, aus dem wir gekommen waren; sagte sie, Elisa und ich waren uns nicht so sicher. Unter den Bäumen verdichtete sich schon die Dämmerung. Wir konnten kaum mehr etwas erkennen, erst recht keine Pilze. Mutter sagte, es hätte sowieso keinen Sinn weiterzusuchen, sie würden am Abend die Köpfe einziehen und schlafengehen.

Als der Wald sich endlich dunkel hinter uns schloß, verschwanden die letzten Sonnenstrahlen und hinterließen einen rosa Schimmer auf den Birken, die uns ganz fremd in einem weiten Kreis umgaben. Wir

setzten uns auf einen gestürzten Stamm und weinten alle ein wenig vor Erschöpfung und Hunger und Hoffnungslosigkeit. Nie würden wir unseren Weg wiederfinden.

Wie aus der Erde gewachsen stand vor uns ein Mensch, den wir kannten. Er gehörte zu unserem Gasthof und trug einen Eimer randvoll mit Pfifferlingen. Was? sagte er, Ihr könnt den Weg nicht finden? Das Haus ist doch da drüben hinter den Birken. Man kann es von hier aus fast sehen. Mit ihm zusammen fanden wir unser flüchtiges Zuhause, etwas beschämt. Zum Abendessen gab es Pfifferlinge.

Zuckerstange

Wir saßen auf einer Holzbank unter dem Vordach einer Hütte, die Kommandantura hieß. Es war kalt.

Ein paar hundertmillionen Meter vor uns war die Grenze nach Westen, woher wir vor zwei Tagen gekommen waren, um Großmutter abzuholen. Die Grenze erkannte man an einem Stacheldrahtzaun, der links und rechts zwischen nassen Tannen verschwand, und einer rotweiß geringelten Holzstange quer über die Sandstraße, die auch irgendwo hinter den Tannen verschwand.

Wir waren schon öfter zu Besuch auf der russischen Seite gewesen. Schließlich hatten wir, Mutter, meine Schwester Elisa und ich, den ganzen Krieg über da bei Großmutter, draußen vor Berlin, gewohnt. Weil es sicherer war, hatte Mutter gemeint. Aber so sicher war es auch wieder nicht. Die Flieger kannten sich nachts nicht gut aus und warfen aus Versehen ihre Bomben auf unseren unwichtigen Ort, statt auf Zernsdorf daneben, wo die Kanonen gebastelt wurden.

Für mich hatte der Krieg eineinhalb Jahre gedauert, für Elisa noch ein Jahr und ein paar Monate länger.

Das war alles jetzt viele Jahre her. Mindestens zwei.

Als wir uns das erstemal auf die Reise zu Großmutter gemacht hatten, fing gerade der Herbst an; auch das war schon lange her, inzwischen war Weihnachten gewesen. Mutter hatte uns erzählt, wir müßten schwarz über die Grenze gehen, weil wir keine Papiere hätten. Und alle drei zusammen, weil sie niemanden hätte, bei dem sie uns abgeben könnte. Elisa und ich lachten vor Freude. Wir dachten, wir dürften uns ganz schwarz anmalen. Es war etwas anders. Schwarz bedeutete: Schleichen und nicht erwischt werden, sonst würde man vielleicht erschossen. Das wollten wir natürlich nicht und übten ein bißchen mit Mutter.

Es ging dann so: Erst fuhren wir eine Weile von unserem geliehenen Dorfzimmer in Niedersachsen aus mit dem Zug, der seine eigenen Zeiten hatte, weil viele Strecken noch kaputt waren. Hinter Gifhorn stiegen wir aus, wanderten auf Sandstraßen durch den Wald und irgendwo in der Nähe vom Zaun, der Grenze hieß, seitwärts in die Büsche. Da warteten

wir mucksmäuschenstill, bis es dunkel war und der russische Soldat im Dienst unseres Abschnitts hinter sich gebracht hatte. Vielleicht war es jedesmal derselbe, er sang oder pfiff immer. Es klang wie eine freundliche Botschaft. Hier bin ich, und langsam gehe ich weiter, und gleich bin ich weg. Vielleicht fürchtete er sich auch nur.

Wir blieben noch eine Weile still. Daß Sprechen oder Weinen sehr gefährlich ist, hatten Elisa und ich gelernt, als wir mit Mutter nachts in einer Gartenlaube horchten, wie Soldatenstiefel rundum die Türen eintraten. An unserer polterten sie nur ein bißchen. Mutter hatte unser Versteck gut ausgesucht, es war zu schäbig.

Jetzt im Gebüsch brauchten wir nur noch auf den Stups in die Seite zu warten, huschten über das Brachland zum Zaun, den Mutter auseinanderzog, und hindurch bis zum nächsten Gebüsch. Darin hockten wir wieder ein Weilchen, bevor wir weiter durch den Wald schllichen und erst beim nächsten Bahnhof aus der Dunkelheit auftauchten. Mein Herz klopfte die ganze Zeit so laut, daß jeder Soldat es eigentlich über viele Meter hätte hören müssen. Aber nicht einmal die vierzig Räuber, die sich überall durch knackende Zweige verrieten, merkten etwas. Wenn man die Angst wegstreicht und daß es immer kalt und dunkel war und wir immer Hunger hatten, war es ein lustiges Spiel.

Einmal war es gar nicht lustig. Wir hatten in Gifhorn bis in die Nacht auf dem Bahnhof gewartet. Eisiger Wind wirbelte Schneeflocken durch die offene Halle; das Brummeln im Bauch war nicht so schlimm, das ging irgendwann von alleine weg, aber die Kälte und die Dunkelheit erstmal nicht. Eine einzige trübe Stallaterne dümpelte unter dem Dach und machte die Schatten nur noch schwärzer. Der Zug kam nicht mehr. Wir gingen zum nächsten Bunker, um ein bißchen zu schlafen. Am Eingang wurde uns gesagt, daß er abgeschlossen würde und morgens um fünf wieder geöffnet. Der riesige Raum stank noch immer vom Angstschnaufen der Bombennächte, aber die vielen Körper, die da schon lagen, hatten ihn gewärmt. Zwischen ihnen fanden wir einen Platz im Stroh und schliefen. Bis uns ein Schreien weckte. Es war so furchtbar wie das Schreien des Bullen im Dorf, als er zum Schlachten geführt wurde. Ein Mann in zerlumpter Uniform stand barfuß an der Bunkertür, die längst geöffnet war. Jemand hatte ihm im Schlaf die Schuhe gestohlen und sich davongemacht. Draußen fror es.

Diesmal war alles anders. Ohne Versteckspielen. Mutter hatte Papiere für uns drei. Nur nicht für Großmutter. Deswegen warteten wir auf der Bank, wir wußten nicht einmal mehr, worauf. Der russische Kommandant in der Holzhütte wollte sie nicht mit uns gehen lassen. Mutter war gerade zum zweitenmal zu ihm hineingegangen. Nach dem erstenmal war sie ganz bleich herausgekommen. Wir hörten sie sagen, Er ist ein junger russischer Jude. Er ist sehr verbittert.

Elisa und ich hatten uns kurz angesehen. Ihr Gesicht zeigte mir, wie meines aussah, schwarz verschmiert mit weißen Streifen, wo die Tränen herunterliefen. Nur Großmutter war so ruhig wie immer. Hager und aufrecht saß sie in ihrer schwarzen Kleidung neben uns auf der Bank, die Augen in die Ferne gerichtet, die Hände über dem Schuhkarton gefaltet, der ihr Kostbarstes enthielt. Am Abend vorher hatten wir zugesehen, wie sie ihn packte. Ein Familienbuch und Photos von all ihren Toten, oben auf ein gerahmtes Bild von Onkel Günther in Luftwaffenuniform, dem jüngsten ihrer Söhne, dazu ein Brief von einem General Kesselring, in dem er schreibt, wie leid es ihm täte, daß Onkel Günther mit seinem Flugzeug in Sibirien verschwunden sei.

Wir waren nicht die einzigen, die warteten. Auf der anderen Bank saßen drei alte Leute, und drüben, jenseits der geringelten Stange, stand ein verstreutes Grüppchen. Außerdem waren da noch zwei, die ganz besonders warteten. Eine Frau bei uns vor der Stange und ein Mann dahinter. Sie waren nur durch diese Stange und die Meter, die der Soldat mit dem Gewehr vorschrieb, voneinander getrennt und warteten so sehr, daß sie ganz allein auf der Welt waren. Sie umschlangen sich mit Blickbändern, und um sie wölbte sich ihr eigener Himmel. Hin und wieder bewegte sich einer von ihnen, um die Tränen wegzuwischen. Das Gesicht des Mannes drüben war nur Augen und ein leises Lächeln.

Keiner sagte etwas. Ich starrte weiter auf die Stange, bis sie zu tanzen anfing. Wie hatte sie sich so verändern können. Das letztemal, nein, auch das erstemal, hatte ich sie auf dem Jahrmarkt in unserem Dorf gesehen. Da war sie eine von vielen Zuckerstangen gewesen, alle gleich schön. Rot und weiß geringelt. Vater war aus Munsterlager gekommen und mit uns zu diesem Platz voller Lärm und Gerüche gegangen. Leute schrien laut, aber nicht weil sie Angst hatten; weil es ihnen Spaß machte, auf kleinen Bänkchen an langen Ketten um ein buntes Ding zu wirbeln, das, auch sehr laut, wimmernde Töne machte. Wir wurden geschubst und gedrängelt, aber ohne die Ziele, die wir sonst kannten, ein Platz im Bunker, in der

Bahn, einfach aus Lust am Weitergehen. Es war so Wunder voll, daß ich mich auflöste und unvorsichtig wurde, nach allen Seiten herumschwamm und dann vor dem Altar mit den Zuckerstangen landete. Sie waren fast so groß wie ich. Sie lockten, sie dufteten mich an, ich betete sie an. Aber sie waren scheu. Keine sprang zu mir herüber und sagte, Hier bin ich, dir gehöre ich. Vater war mit Elisa weitergetrieben. Einen Fremden darf man nicht bitten, hatte ich gelernt. Auf Wiedersehen, Zuckerstange.

Hier sah ich sie wieder. Meine Begehrte. Sie sah fast so aus wie vorher, als ich mich verliebte. Aber sie war nicht mehr scheu. Sie war hart und unbeweglich.

Mutter kam wieder zurück vom Kommandanten. Jetzt weinte sie auch noch.

Ich weiß nicht weiter, sagte sie zu Großmutter, die nur nickte und nicht einmal den Kopf wandte. Er sagt einfach nichts. Aber ich gehe noch einmal hinein. Sie griff Elisa und mich bei den Händen und zog uns hinter sich her in den Raum des Kommandanten. Darin war fast nichts als Dämmerung. Vor dem einzigen Fenster mit dem Rücken zu uns saß eine Gestalt an einem Schreibtisch. Mutter sagte, Bitte, sie ging einige Schritte weiter auf den Rücken zu, der schmal und schwarz war vor dem grauen Viereck. Bitte, sagte sie, lassen Sie uns gehen. Wir wollen doch nur meine Mutter zu uns holen. Bitte. Die Schwärze blieb reglos. Mutter zog sich näher, kniete fast hinter dem stillen Umriß. Ich bitte Sie, Sie haben doch auch eine Mutter.

Ich hatte eine, sagte die Gestalt zum Fenster. Bis ihr gekommen seid. Sie ist in Theresienstadt gestorben. Dann wirbelte er auf seinem Drehstuhl herum und schrie, Dawai, dawai, geht, ihr alle, ich will keinen von euch je wiedersehen. Wir hasteten zur Tür. Sein Dawai, dawai peitschte gegen unsere Waden und Rücken und trieb uns hinaus.

Mutter sagte den anderen, was der Kommandant gesagt hatte. Wir sammelten alle schweigend unsere Dinge zusammen. Vor uns hob sich die Zuckerstange und gab den Weg frei.

Ein Stein war uns vom Herzen gefallen und blieb da bei der Hütte. Einen neuen nahmen wir mit.